

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 36.

Donnerstag, 12. Februar.

1931.

Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(11. Fortsetzung.)

Wo kommt das her? Vom Borderdeek — vermutlich sogar vom äußersten Vorsprung. Für das Publikum ist der Schnabel des Schiffes verboten. Sollte jemand aus der dritten Klasse —? Richtig — vom Silbergrau des morgenumdunsteten Horizonts scharfrandig abgehoben — der Schattenriß eines einsam geigenden Mannes.

Valentin Klamfoth ist die schmale Treppe zum Bug-aussatz hinaufgeklettert. Immerfort klingt ihm das wehmütige Spiel des Einsamen entgegen, der die unbekannte Ferne bang-sehnsüchtig grüßt.

Jetzt hat er sich dicht an ihn herangepürscht — und plötzlich erkennt er ihn. Das ist der Mann vom zweiten Geigenpult der Bordkapelle, Herr Dimitri Wassiljewitsch Twardowski — der Musikanter mit dem Monokel und dem Exterieur eines etwas heruntergekommenen Aristokraten. Der so wenig „kann“, daß Herr Klauermann, das zapplige „Direktörchen“, jeden Morgen extra anderthalb Stunden mit ihm probieren muß.

Der — und wenig können? Das ist ein Künstler.

Der Späher wird zum gespannten Zuhörer. Seht sich auf einen Vorsprung der Unterwinde. Teufel — das ist ja zum Weinen schön, was der Russe da spielt.

Eine Melodie klingt immer wieder aus dem Auf- und Niedervogeln der umrankenden Figuren — eine Volksweise, die Valentin kennt: das Lied vom „Roten Sarafan“. Die weht durch das Spiel des wunderlichen Fremdlings wie verzichtende Wehmutsklage um verlorene Heimat, zertrümmertes Glück, zerstörtes Leben.

Klamfoth hat zu viel Herz, die Morgenfeier des Einsamen zu stören. Obwohl der seine Priorität da auf der verbotenen Stelle verrichtet. Obwohl er — offenbar ganz jemand anders ist, als für was er sich bei seiner Anstellung ausgab. Obwohl er geschwindelt hat und täglich schwindelt, wenn er so tut, als reiche seine Kunst kaum aus, den Part des zweiten Geigers durchzuhalten.

Der Läufer hat sich weggeschlichen, so leise, wie er gekommen. Hat das Mysterium dieser Morgenstunde zur Last der andern Geheimnisse, die seine Brust bedrücken, hinzugefügt. Und so ist heute abend seine nebenamtliche Aufmerksamkeit geteilt zwischen Herrn Schiewelbein, der zweifellos kein Kaufmann, sondern ein Verbrecher, und Herrn Twardowski, der zweifellos nicht ein kleiner Winkelmusikant ist, sondern — was nur?

Seit dieser morgendlichen Wahrnehmung hat sich Herrn Klamfoths inneres Verhältnis zu dem russischen Fremdling verändert. Wer so musizieren kann, der ist, trotz Monokel, Sprachgewandtheit und etwas sehr schäbiger und verährter Eleganz, eines Juwelendiebstahls unfähig. Dafür steht in ihm irgendein anderes, wahrscheinlich tragisches, melancholisches Geheimnis. Klamfoth ist entzückt, auch ihm auf die Spur zu kommen — aus rein menschlichem Interesse.

Einstweilen steht er, durch einen Studepfeiler haß gedeckt, beobachtend am Rande des Tanzgewoges.

Daß der Herr Ministerialrat aus Berlin, der mit seinen exotischen Standesgenossen aus Guatemala und

(Nachdruck verboten.)

Honduras nicht hat warm werden wollen, nun an die Familie des Magdeburger Staatsanwalts Grunelius Anschluß gefunden hat, ist hoch erfreulich. Die beiden Herren tanzen abwechselnd mit der altmodisch ehrbar aufgetakelten Frau Staatsanwalt und dem schon etwas verblühten, aber sehr jugendlich ausstattenen Fräulein Tochter. Herr Ministerialrat, Herr Ministerialrat — wenn Sie an diesem Tisch nur nicht lebenslanglich hängen bleiben!

Da kommt ja auch die Preisgekrönte herangeschwebt — im Arm des Herrn Doktor Müller. Der Doktor — was für ein Doktor ist es eigentlich?, das haben wir immer noch nicht herausbekommen! — macht trotz seines Titels, seiner untadeligen Fassade einen mäßigen Eindruck. Es scheint auch, als werde er in dem Kreis, in den Herrn Valentins Voreiligkeit ihn auf den ersten Eindruck emporgehoben hat, ein bißchen abgelehnt. Man lacht über seine Witze, die er außer auf Deutsch auch auf Englisch und Spanisch gleich zungenfertig erzählen kann. Aber die Gesichter der Damen, die er zum Tanz auffordert, nehmen einen gekränkt-resignierten Ausdruck an. Nur eine, seine augenblickliche Tänzerin, scheint gegen ein innigeres Verschmelzen mit ihrem Partner keine Einwendung zu machen. Übrigens haben die zwei sich wohl nie vertragen. Mächtige es nicht eine Zeitlang den Eindruck, als wären sie miteinander verachtet? Merkwürdig, daß der Baron noch nicht ein einziges Mal mit der Sängerin getanzt hat. Schien doch sehr scharf auf sie zu sein — hält sich heute abend ganz von ihr zurück. Auch eine Frau dieser Baron! Am Tisch des Oberzahlmeisters sitzt ein Herr aus Schwerin, er vertritt dort die Verkaufsinteressen amerikanischer Autofirmen, der will wissen: Schloß Gollnow, der Stammsitz derer von Wilczek, sei unter den Hammer gekommen, der Zugriff der Gläubiger habe dem bisherigen Glanze des alten Hauses ein Ende gemacht. Es habe aber auch etwas wie ein Ehestand geschwebt, nur wußte der Schweriner nichts Besseres.

Ach ja, wenn Herr Valentin Klamfoth des Bild von Glanz und schäumendem Lebensgenuss an sich vorbeigucken sieht, dann graust ihm, dem Wissenden. Wieviel Talmi unter dem Gold, unter der Oberfläche von fatter Fülle, wieviel Schiffbrüchige, die sich an die Hoffnung auf das Land der unbegrenzten Möglichkeiten wie an eine dürftige Rettungsplanke klammern — wieviel überschminkte Verzweiflung.

Eigentlich gar kein Wunder, wenn der bewußte, noch immer gänzlich unentdeckte Juwelendieb sich inmitten all dieser teilweise recht problematischen Wohlstandigkeit und Bornehmtheit vollkommen zu Hause fühlte! Kunststück, ihn da herauszufinden! Seine Mimikry zu durchschauen, hier, wo so vieles Mimikry ist!

Natürlich nicht alles. Es gibt am Kapitanstisch und sonst überall doch ganz einwandfreie Erscheinungen. Die Damenwelt, die Valentin um den Kapitän gruppiert hat, ist aller Ehren wert. Frau Winterfeld zwar „nur“ eine Künstlerin, aber unnachahmlich und unzweifelhaft eine Lady. Missis Perisohn, Frau de Ganagos, die beiden Misses aus Boston und St. Louis — wieviel Dollarmilliarden die wohl vorstellen mögen! Was die für heute abend allein an Schmuck durch das

Tanzgewirr spazierentragen? Dem Juwelendieb müssen ja förmlich die Augen übergehen! Hoffentlich passiert nichts — das wäre höchste Fatalität . . .

Einer sieht wirklich aus, als ob ihm die Augen übergingen — der Einzelgänger, der in seinem Beobachter einen Whisky-Soda nach dem andern pichelt und dabei immerfort gierig und sehnüchlich das Bild des schäumenden Lebens in sich hineinsaugt, an dem er so gar keinen Anteil zu gewinnen trachtet. Wollen ihm doch mal wieder ein bißchen auf den Zahn fühlen.

„Herr Schiewelbein, Sie tanzen nicht? Wenn ich Sie irgendwo einführen dürfte —“

„Danke — bin leidend, Sie wissen doch.“

„Sie sehen aber blühend aus — die Seefahrt scheint Ihnen glänzend zu bekommen.“

„Danke — bin zufrieden.“

„Hoffentlich fehlt's nicht an Lektüre? Unsere Bibliothek wird jedem Geschmack gerecht. Vielleicht ein paar spannende Detektivromane?“

Zuckt Herr Schiewelbein nicht leise zusammen? Heftig abweisend klingt seine Antwort:

„Danke — habe im Leben Spannung genug.“

„Freilich, freilich — das heutige Geschäftsleben ist ein Hazardspiel. Darf man fragen, in welcher Branche Sie sich betätigen?“

„Ich arbeite in Juwelen“, sagte Herr Schiewelbein. Es ist, als belauerte das aufgerissene Auge den Eindruck, den diese Mitteilung auf den Ausfrager hervorbringen möchte.

In Valentin Klamsoths Gesicht zuckte kein Nerv, obwohl sein Herzschlag ein paarmal aussetzt.

„Oh — da können Sie heute Abend Studien machen.“

Herr Schiewelbein grinst boshast. „Ja, wenn nur die Hälfte von dem, was heute Abend ausgestellt wird, echt wäre —“

„Aber Herr Schiewelbein! Unser Publikum ist Eins-A!“

„Der Schmutz nicht. Darin macht niemand mir etwas weis. Übrigens eine Frage, Herr Klamsoth — Ihre Zimmerstewards sind doch unbedingt zuverlässig, wie? Ich habe allerhand Werte bei mir.“

„Die Stewards — für die kann ich einstehen. Ob sich unter den Fahrgästen nicht irgendein räudiges Schaf versteckt — das kann man nie wissen. Also geben Sie Ihre Kollektion doch lieber in den Safe.“

„So — Sie meinen, es wäre möglich, daß — kommt es denn wohl einmal vor, daß ein Fahrgast an Bord — bestohlen wird?“

„Nun — im Laufe der vielen Jahre, die ich fahre — vorgekommen ist natürlich dann und wann mal etwas Derartiges.“

„Sie begreifen, wenn man ein kleines Vermögen an Edelsteinen mit sich führt, dann ist man auf seiner Hut. Ich bin manchmal abends durch die Korridore gegangen — es war überall Bewachung.“

„Wir tun, was wir können. Aber was so ein richtiger schwerer Junge ist — der bringt's fertig, dem aufmerksamsten Aufpasser vor der Nase sein Ding zu drehen.“

Herrn Schiewelbeins linkes Auge zuckt verräterisch, um seinen verkniffenen Mund huscht ein flüchtiges Lächeln. „Meinen Sie? Sie werden Ihre Erfahrungen gemacht haben. Scheint mir wirklich auch, man tut am besten, seine paar Kleinigkeiten abzuliefern.“

Der Tanz ist zu Ende, ringsum füllen sich die Tische mit erregten, schwigenden, tief atmenden, sich fächelnden Menschen.

„Herr Obersteward!“ von rechts, „Herr Klamsoth!“ von links.

„Verzeihen Sie, Herr Schiewelbein, der Dienst —!“

„O bitte, bitte, mein Lieber — war mir ein besonderes Vergnügen!“

Als Herr Valentin ein paar Minuten später nach dem einsamen Gast in der Ecke Umschau hält, ist der Platz leer.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zwischenspiel.

Von Maria Ibele.

Geheimrat Dewal saß zum Abendbrote am häuslichen Kamine mit Frau und Sohn. Sie sprachen kein Wort miteinander, lasen, tranken dazwischen einen Schluck Tee.

Als erster empfahl sich der Sohn mit einer kurzen Verbeugung. Um neun Uhr verabschiedete sich Dewal. Erst jetzt fiel es seiner Frau auf, daß er im Frack war, eine helle Binde trug. „Es ist wegen der Ausländerdeputation in derloge,“ erwiderte er auf ihre Frage.

In der Diele warf er das Cape über.

An der Straßenecke rief er ein Autotaxi an. „Zur großen Redoute im Kristallsaal!“ sagte er zum Chauffeur.

Wie ihm bereits beim Eintritt in die Garderobe das Gewusel, Gequirl von Farben, Musik, Schwüle umstimmte, elektrifizierte! Auf den Treppen trieben sich Mästen herum, winkten ihm, blinzelten ihm unter Bifurieren zu.

Er hatte einen Logenplatz. Der Oberdiener. Das war zweifellos ein Gast, der etwas ihnen ließ, eine Seltzede machte!

„Ich peise etwas später,“ sagte Dewal und überflog die Weinkarte. Donnerwetter! die Leute verstanden sich auf Preise! Er bestellte Burgunder, sah dann in das Gerübe hinein und wünschte sich noch einmal um ein zu können, blutjung und leichtsinnig, seinen Titel zu haben, seinen Namen der verpflichtete. Sonderbar, damals als er noch jung war, hatte er gar keine Sehnsucht nach Vätern und Festlichkeiten kannte nichts als Arbeit, Studium, Vorkommnisse kannte nur den Gedanken, baldigst eine Ehe zu gründen mit einer Frau, deren Herkunft eine gewisse Protektion sicherte. Jetzt da er dies alles erreicht hatte überkam ihn, den Sechzigjährigen, plötzlich eine wilde Sehnsucht nach einem dieser jungen Geschöpfe, hier in billigen Fächchen für die es im Augenblick nichts gab als eine Gegenwart, als eine einzige schöne Gegenwart, kein Gekern, kein Morgen. Mit o einem Geschöpfe konnte man auch noch einmal um werden, aufleben, vergessen, daß ein Morgen kommt mit Sprechstunden in einem Büro mit vertäfelten Wänden, mit Dienern, die Parteien melden.

Der Burgunder im Glase schwanke durch das Gittern des Bodens, das die Tanzenden verurachteten. Eine nicht entrollte Luftschlange prallte plötzlich an das Glas und sprang dann unter den Tisch. Im gleichen Augenblick schwang sich ein junges Ding über die Brüstung in heller, prall stehender Seidenhose, einem Lächeln von Oberleib, mit einer Pagenfrisur.

„Die Luftschlange ist mir abgerissen,“ sagte sie, „ne muß bei dir liegen.“

Dewal war momentan etwas verwirrt durch diesen plötzlichen Besuch durch das vertraute, selbstverständliche Du. Er bückte sich, hob die Luftschlange auf, gab sie der Kleinen und hielt dabei ihre Hand fest.

„Wer bist du denn?“ fragte er mit einer Stimme, die ihm selber fremd war.

„Ich bin der Dubi,“ erwiderte sie, klemmte ein Monokel neben ihre weißgeputzte, fette Stumpfnase und eckte sich eine Schirmmütze frech über das linke Ohr.

„Darf ich einmal trinken?“ Bis er zum Antworten kam, hatte sie bereits eingeklinkt, das Glas geleert. „Das schmeckt aber fein.“

Er schenkte ihr ein zweites Glas voll und ließ schnell etwas Süßes kommen.

Als das Gebäud und die Torden emgestellt wurden, lachte sie mit dem ganzen Gesichte war nahe daran, ihm an den Hals zu fliegen. Ganz dicht rückte sie an ihn heran. Er genierte sich ein wenig vor dem Ober, vor den Leuten in der Nebenloge. Es war herrlich schön, diesen jungen, zuckenden Kinderkörper zu spüren. Wie andächtig, Städchen um Städchen, sie von dem Kuchens auf den kleinen Köffel schaukelte und in den rotlackierten, vollkuppigen Mund hob!

Was die Kleine wohl war? Wie sie hieß? Ob sie noch Eltern hatte? Keine der Fragen stellte Dewal. Es war vielleicht besser, die Wahrheit nicht zu wissen.

„Du bist ein entzückender Mensch,“ sagte sie, als sie mit dem Kuchen fertig war.

Unter dem Tisch drückte er ihr die Hand, Finger um Finger, als ob er sie zählen mußte.

„Magst du mit mir zu Abend essen dahinten in derloge?“ Natürlich mochte sie das. Sie war ja zu mollig, die Gede mit dem kleinen Tisch, auf dem ein blaß brennendes Lämpchen stand.

Eine Gruppe Pierrots zog durch den Saal, bildeten Ketten und ring unter lautem Getöse alles Weibliche, was sie erwischen konnte ein. Da die Kleine ihre Luftschlange herausschleuberte, wurden sie auf sie aufmerksam. Eine Rotte löste sich von der Hauptgruppe, sagte die Kleine von rückwärts und hob sie aus derloge trotz Schreiens und Strampelns.

Dewal war empört und obwohl er es sich nicht eingestehen wollte, es selbst lächerlich fand eifersüchtig.

„Ich komme gleich wieder,“ rief die Kleine zurück.

Das beruhigte ihn. Er war überzeugt, daß sie zurückkehre;

sie hatte ohne Zweifel Feuer gefangen, war verliebt in ihn, ihre glühenden Augen verrieten es.

Er stellte mit dem Ober ein Souper zusammen, viele Gänge. Unterdessen ordnete der zweite Kellner hinten in der Ecke den Tisch und schloß distret das Vorhängchen. Lewal war dieser Augenblick etwas peinlich. Er freute sich aber unlagbar auf das Lête-à-lête mit dem jungen Ding. Wie zufällig ging er in den rückwärtigen Teil der Loge. Er wollte sicher sein, ob er nicht doch von außen beobachtet werden konnte. Er konnte doch seinen Namen, seinen Titel nicht riskiren, ein klein bißchen wollte er aber doch von der Kleinen haben: einen Kuß, ein paar verischwiegene Drücke.

Im Sèpare war alles bereit, Bestede bligten, die Knöpfchen in den Vasen blühten auf.

Eine Françoise wild und übermütig, raste durch den Saal. Nervös wartete Lewal. Hatte ihn die Kleine vielleicht doch genarrt? Plötzlich kam sie hereingeflüßt heiß getanz und furchtbar aufgereg.

„Net böje jem!“ bettete sie nach einem Blick in Lewals etwas verärgertes Gesicht. „So eine Françoise kann man halt nicht auslassen.“

Er begrüßte es. Sie hatte eben Temperament, Rasse, war ein Sprühtüfel war geboren zur Liebe.

Ragenartig kuschelte sie sich an ihn.

„Denke dir nur ich habe mein Brüderchen getroffen mitten in dem Trudel.“

Er nickte gleichgültig. Was ging ihn ihre Verwandtschaft an! Sie war doch noch ein rechtes Kind, mit solchen unwichtigen Wichtigkeiten zu kommen.

Feierlich legte sie sich, schnupperte mit ihrem Näschen über die Blumen und hatte ihre Blicke in Lewals Augen ein. Aber die Aufmachung des Tisches war sie ein Entzücken. Im Kinderstube plapperte sie von ihrem Geschäfte, vom Herrn Rußland, der die schönsten Wasserwellen machen könne.

Nach den Hors-d'oeuvres legte sich Lewal zu ihr auf das Kanapee, weinerregt, riskierte den Arm um ihre Taille zu legen und etwas intimer zu werden.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen.

„Servus Bübchen!“ rief die Kleine und sprang aus Lewals Arm.

„Mem Brüderchen.“ stellte sie vor, rasch und etwas betreten, als sie die versteinernte Miene des Alten sah. „Darf er nicht auch mitessen?“ fragte sie Lewal leise. „Er ist ein Student, ein armes Studentchen, du weißt schon, wie das heute ist. Er ist ein entzückender Junge, unser Stolz.“ prudelte sie weiter.

„Nimm nur Platz, Junge!“ sagte Lewal, den Blick abgewendet.

Und Lewal junior nahm Platz, neben der Kleinen, dem Vater gegenüber.

„Ich werde wohl noch nachbestellen müssen“, erklärte der Alte, stand auf, rief vor der Loge den Kellner, bezahlte die ganze Beche, noch zwei Gläschen im voraus dazu und verschwand dann.

Am Morgen sah Lewal beim Frühstück am häuslichen Kamine mit Frau und Sohn. Sie sprachen kein Wort miteinander, laßen, tranken dazwischen einen Schluck Tee

Ball auf dem Lande.

Ein altfinländisches Idyll von Siegfried v. Bengesad.

Als Erster kam Klavierstimmer Timm.

Der Saal wurde geschlossen. Niemand durfte ihn betreten. Aber das klägliche Stimmen drang durch alle Türen, poßte sich durch das ganze Haus, und jeder wußte: Nun sing es an.

Und bald war alles im vollen Gang. Schneiderinnen, Friseur, Tante Julinka mit den vielen Cousinen, und die bleichlichen Damen vom Doktorat bevölkerten das Haus.

Tanzmeister Pulchski aus Lemäl oder aus Warschau, wie er sich nannte, wirbelte jeden Abend durch den Saal, kommandierte, klafferte in rasender Mazurka verwirrend mit den Haken in der Luft, stürzte auf die Knie, warf freischend die Arme um den Kopf, um jählings als Rakete über das Parkett zu schießen.

Jeden Abend wurde fleißig geübt: Pas de Patineur, Pas de Quatre Pavillon und zum Schluß Vancier, bei dem immer ein Herr zu wenig war, so daß jedesmal der lahme Theodor vom Pastorat einspringen und, wie eine aufgeschauelte Fledermaus, zum unerischöpflichen Spaß der besten Cousinen mitflattern mußte.

Und Tante Julinka hob ein wenig den Kopf, avancierte, retirierte und knixte vor einem leeren Stuhl, bis einem die Geheimnisse der „richtigen“ Françoise aufgingen — der richtigen, mit den zwölf Touren.

Und nebenan im Speisesaal drückte der alte Karel die sechs Bulschwächter im Servieren, die, in abgetragene Fräde

gepreßt, mit Schweiß auf der Stirn bemüht waren, ihre roten Häute in die weißen Glacehandschuhe zu zwängen.

Und in der Küche herrschte noch Einde mit einem ganzen Stabe von Gehilfen und Mägden, die, unten freischend und oben sichernd, ohne Aufhören die Treppe zum Souterrain auf- und niederließen.

Über allem aber schwebte Karlomachen, den klappernden Schlüsselbund am Gürtel, prüfte die Gastsimmer, stapelte die Vorräte auf, gab aus, ordnete an, und vergaß nie, auch für die Tische ein Glas Mandelmilch mit etwas Konjakt auf das Klavier zu stellen.

Und dann kam der eigentliche Ball.

Schon am Vorabend hörte das Schlittengeläute nicht auf: die Nachbarn kamen, die Neu-Marusen, die Büsterwalbeschen, die Hummelsechen, das Pastorat, das Doktorat, aber voll wurde das Haus erst, wenn am nächsten Tage die zehn Schlitten von der Station vorfuhr: die Studenten aus Dorpat, die immer dukendweise verschrieben wurden.

Dann begann der Ball, der drei Tage und drei Nächte dauerte: am Tage fuhr man in unzähligen Schlitten parkend durch verschneiten Wald, die Nächte wurden durchtanzt, und zwischendurch wurde geschlafen, getrunken oder gesungen.

Im Rauchzimmer spielten die alten Herren Whist und tranken Rotwein.

Im „Petit-Salon“ saßen der Doktor, der Pastor, der Kandidat und der lahme Theodor und spielten Schach zu Bier.

Im Kabinett neben dem Saal reichten sich, wie im Theater, die Mütter und alten Tanten, und isolaten tuschelnd hinter langen Lognons den schicksalsschweren Phasen des Rotillons.

Wenn aber die Françoise kam, hob Tante Julinka ein wenig den Kopf, retirierte und knixte vor einem leeren Stuhl in der Ecke, und zeigte allen, wie man früher die „richtige“ Françoise getanzt hätte, die richtige, mit den zwölf Touren.

Aber mitten im ausgelassensten Tanz wurden die Flügeltüren zum Speisesaal geöffnet: niemand durfte im Tanz einhalten, niemand sich etwas anmerken lassen, und nur schon streiften die Blicke die Tür: dort sah im Rollstuhl der alte gelähmte Graf und starrte in den tanzenden Saal.

Neben ihm stand Tante Felicie.

Der alte Graf machte eine müde Handbewegung: „Wer versteht noch heute Mazurka zu tanzen!“

Und die Flügeltüren schlossen sich geräuschlos.

Queck, der Strolch.

Schwänke von Kurt Miethke.

Queck, der Strolch, sitzt am Kilometerstein und roßt melancholischen Angeichts auf seine zerrissenen Schuhe.

Kommt ein Wandersmann gegangen und fragt Queck: „Dir haben sie wohl die Butter vom Brote genommen?“

„Naach!“ seufzt Queck.

„Was seufzt du?“

„Ich seufze, weil ich früher so viele, viele Freunde hatte. Und nun bin ich ganz allein.“

„Wie? Sind denn deine ganzen Freunde gestorben?“

„Das nicht, aber reich geworden.“

*

Queck, der Strolch, stand vor Gericht und machte höchst erstaunte Augen. „Ich weiß nicht, was man von mir will.“

„Sie haben gebettelt!“ erwidert der Richter.

„Ich hätte gebettelt? Das müßte man mir erst mal nachweisen, Sie!“

Der Zeuge Wachtmeister Schnude hat gesehen, wie Sie an einer Straßenecke standen und die Hand ausstreckten.

Optische Täuschung, Herr Richter, optische Täuschung! Ich stand gerade da und dachte: Willst doch mal sehen, ob es schon wieder zu regnen anfängt. Ich streckte die Hand aus, und in demselben Augenblick legt mir ein Vorübergehender einen Groschen hinein . . .

*

Queck, der Strolch, klopfte an die Tür einer hochherrschastlichen Villa und bat um etwas zu trinken.

„Ich werde Ihnen gleich etwas Wasser holen“, sagte das Dienstmädchen.

„Du hast mich mißverstanden, holde Jungfrau“, sagte Queck, der Strolch, „ich möchte etwas zu trinken haben, nicht etwas zum Waschen!“



Haus, Hof und Garten



Pflanzenschutz und Schädlingsbekämpfungsmaßnahmen im Februar.

Es ist nun die Zeit herangerückt, um sich mit der Reinigung des Frühjahrssaatgutes zu befassen. Durch Verwendung von Windfeger und Trieur werden alle zur Saat unverwendbaren, unvollkommenen und gebrochenen Körner entfernt und gleichzeitig die Körner nach ihrer Größe gesondert. Mit Hilfe des Trieurs gelingt die Beseitigung des Saatgutes von allen runden Unkrautsamen (Rabe, Wiede usw.). Um aber vollkommen erstklassiges Saatgut zu erzielen, darf man zwecks Abtötung aller Pilzkeime, die den Körnern mehr oder weniger äußerlich anhaften, die chemische Beizung des Saatsaatgutes nicht unterlassen. Da von den gebräuchlichsten Beizmitteln nur die Universalbeize Germisan als restlos wirksam zur Beizung des Saates vom deutschen Pflanzenschutzdienst amtlich anerkannt wird, so dürfte dem Landwirt die Wahl des Beizmittels nicht schwer fallen. Auch haben amtliche Stellen mit der Trockenbeize Tutan recht gute Erfolge erzielt.

Ist Saatwechsel notwendig, so ist es jetzt höchste Zeit, um neues Saatgut zu beziehen. Genossenschaftlicher Bezug ist am vorteilhaftesten. Man kaufe jedoch nur „Original“ oder anerkannte „1. Absaaten“. Bei Bezug von Klee- und Luzernsamen achte man möglichst auf einheimische Herkunft. Man verlange Garantie für Reinheit, Keimfähigkeit und besonders für Freisein von Seidensamen. — Der Bekämpfung der Speicherschädlinge wende man besondere Aufmerksamkeit zu. In den Rissen und Spalten, an Holzwänden und Balken überwintern die Käupchen des weißen Kornwurmes und die kleinen Rüsselkäfer des schwarzen Kornwurmes. Gründliches Auslegen aller der genannten Schlupfwinkel und Auspritzen derselben sind zweckmäßige Bekämpfungsmethoden. — Man findet jetzt auch genügend Zeit zur Reinigung und Desinfektion der Stallungen. Da die desinfizierende Kraft des Kaltes nicht ausreicht, um alle Krankheitserreger abzutöten, so ist die gleichzeitige Verwendung eines restlos wirkenden Desinfektionsmittels sehr angebracht. Außerordentlich empfehlenswert ist „Cellocreol“, das auch nicht den unangenehmen Geruch anderer Desinfektionsmittel hat.

Am Bienenstock im Februar.

Wechselndes Wetter, bald Frost, dann wieder warme Luft, ist den Bienen äußerst unzutraglich. Bei wärmerer Witterung löst sich die Traube auf und die Bienen eilen nach dem Flugloch, von dem milden Wetter angelockt, um dann aber doch oftmals erstarrt an der Flugöffnungsöffnung zu bleiben. Diese wird durch die Menge der Bienen bald verstopft, und es entsteht großer Luftmangel. Bei wärmerem Wetter muß der Imker daher für offenes Flugloch sorgen. Tritt Futtermangel ein, dann wird eine vorher in laues Wasser getauchte, gedehelte Reservehonigwabe an den Sitz der Bienen gebracht. Ist keine Honigwabe vorhanden, dann muß man sich mit Sudertafeln behelfen, die ebenfalls vorher in laues Wasser zu tauchen sind. Die Tafeln werden am besten mittels Holzwecken an den Rähmchen befestigt. Hat man Stockfeuchtigkeit festgestellt, dann wird das angehäufte Füllmaterial rechtzeitig gegen trockenes vertauscht. Kalte Bodeneinlagen ersetzt man durch trockene, erwärmte. Nicht besetzte Waben, an denen sich Feuchtigkeit niedergeschlagen hat, werden an milden Tagen ausgehängt. Es ist dabei zu beachten, daß nicht die besten Honig- oder die wenigen Pollenwaben entfernt werden. Die Abdichtung nach oben ist ebenfalls zu kontrollieren. Hier haben sich immer noch Strohdeden und Filzplatten am besten bewährt. Mit Beginn milderer Witterung machen sich die Spinnen durch ihre Netze auf den Ständen lästig. Vertreibt man sie nicht, dann fällt ihnen manche Biene zum Opfer. Das einzigste, sichere Mittel ist Ausräuchern ihrer Schlupfwinkel mittels Schwefel. Man muß dabei aber auf die Fluglöcher achten, damit in diese kein Schwefeldampf tritt. Dabei sind aber Fluglöcher und Bretter in demselben Zustand zu belassen, in dem sie bei der Einwinterung waren. Eine etwaige Änderung würde dahin führen, daß sich die Bienen bei den Winterflügen nicht mehr orientieren könnten. Sie zögern mit dem Einflug, verfliegen sich und geben zugrunde. Ist ein Flug zu erwarten, dann nimmt man nur die Schieber weg und bringt sie später wieder an.

Überdüngte Gärten und die Wiedererlangung ihrer Fruchtbarkeit.

Unsere Gärten werden Jahr für Jahr mit Stalldünger versorgt und gewöhnlich auch noch reichlich mit Jauche versehen. Außerdem werden auch die Handelsdüngemittel in oft beträchtlichem Umfang verwendet. Diese reichliche Düngung, die unerlässlich ist, um die Nährstoffe, die mit den großen und mehrfachen Ernten, die der Garten liefern soll, dem Boden entzogen werden, zu ergänzen, muß schließlich durch ihre Einseitigkeit zu großen Schädigungen des Bodens führen. Durch eine Reihe der künstlichen Dünger, insbesondere durch die Kalksalze und die meisten ammoniakhaltigen Stickstoffdüngemittel werden Säuren in den Boden gebracht, die, so lange Kalk im Boden ist, durch diesen abgestumpft und in dem Untergrund ausgewaschen werden. Wenn aber der Kalk verbraucht ist, verbleiben die Säurereste im Boden und häufen sich schließlich zu pflanzen-schädlichen Mengen an. Auch durch die aus den organischen Massen (Stallmist Kompost, Pflanzenreste) sich bildende Kohlenäure, ferner durch den jährlichen Ernteentzug und durch die Auswaschung mit den Sickerwässern geht ständig Kalk in dem Untergrund verloren. Der Boden muß daher früher oder später an Kalk verarmen und versauern, wenn nicht eine regelmäßige Erösauna erfolgt.

Auf sauren Böden kommen die künstlichen Düngemittel nur mangelhaft, bei starker Versauerung überhaupt nicht zur Wirkung. Der Boden ist krank, die Pflanzen kümmern. Auch der Stalldung bleibt auf solchen toten Böden, in denen das Bakterienleben unterbunden ist, mehr oder weniger wirkungslos, weil er nicht genügend zerlegt wird. Sehr häufig kommt es zur Ansammlung von pflanzen-schädlichen Lebewesen. Die pilzlichen Krankheitserreger, wie erfahrungsgemäß auch die tierischen Bodenschädlinge, finden in derartig kalkarmen und überdüngten Böden wegen der Säurereaktion und des hohen Feuchtigkeitsgehalts günstige Lebensbedingungen. Die Folge davon ist das Auftreten von Pflanzenkrankheiten und Frachtschädigungen, die zu schweren Verlusten führen können.

Ein sicheres Mittel, um alle diese unliebsamen Erscheinungen und ihre bei der Ernte hervortretenden nachteiligen Wirkungen dauernd zu beseitigen, ist die Behandlung des Bodens mit Kalk. In Fällen starken Auftretens, wo es sich gewissermaßen um eine Entseuchung des Bodens handelt, sind ziemlich hohe Gaben von Branntkalk erforderlich, und die Bodenbehandlung durch gleichmäßiges Ausstreuen und oberflächliches Unterbringen erfolgt zweckmäßig unmittelbar nach der Ernte beim Umgraben oder Umpflügen des Kulturlandes. Dies bringt noch den Vorteil mit sich, daß dann gleichzeitig die an den Pflanzenresten etwa befindlichen pilzlichen Krankheitskeime und Überwinterungszustände von Insekten mitvernichtet werden. Handelt es sich aber nur darum, in Entstehung begriffene Seuchen und Schädlingsschäden zu beseitigen, so genügt für die Bodenbehandlung kohlensaurer Kalk oder eine Mischung von diesem mit Branntkalk, je nachdem der Boden leichter oder schwerer ist.

Das Abgewöhnen der Brutlust bei den Hühnern.

Nicht immer wird die Brutlust der Hühner begrabt, besonders dann nicht, wenn sie allzu früh im Jahre zum Brüten sich setzen. Es gibt nun eine Reihe von Mitteln, die Brutlust zu unterdrücken. Aber diese Mittel führen nicht immer zum gewünschten Erfolg. Das oft noch übliche Tauchen der Hennen in kaltes Wasser hat häufig Durchfall zur Folge, der bei längerer Dauer den Körper schwächt, so daß sie auch sobald keine Eier legen. Die gluckenden Hühner setzt man am besten in einen besonderen Stall (3 Meter lang und 1 Meter breit), den man in einer laubigen Ecke an einem Schuppen oder Brettersaum errichtet. Im Innern ist eine Sitzstange angebracht. Ein kräftiges Futter ist zur Eierzeugung und damit zum Brüten anregend, sollte ausgeschaltet werden. Schon nach drei bis vier Tagen haben die Hennen das Brüten meistens vergessen und können aus ihrer Gefangenschaft entlassen werden.